

Persönliche Identität in einer individualisierten Gesellschaft

Albert W. Musschenga

Einleitung

Jedem, der moderne individualisierte Gesellschaften beobachtet, muss auffallen, wie sehr Menschen mit ihrem „Selbst“, ihrer „persönlichen Identität“, also mit der Frage ringen, wer sie eigentlich und zutiefst sind. Doch offensichtlich spielt die Beziehung von Menschen mit anderen und mit der Gemeinschaft, in der sie leben, in diesem Ringen kaum eine Rolle. Genau das bereitet vielen Beobachtern Sorgen. Droht eine Gemeinschaft, in der sich die Menschen vor allem mit ihrer Selbstsuche beschäftigen, nicht auseinander zu fallen? Ein anderes Problem, worüber Beobachter besorgt sind, ist die Gefahr, dass „das Selbst“ zersplittert wird. Menschen erfüllen verschiedenste soziale Rollen und bewegen sich, freiwillig oder gezwungen, innerhalb vieler sozialer Netzwerke mit oft gegensätzlichen Erfordernissen. Sie leben in komplexen und dynamischen Gesellschaften, die sich ständig verändern, wollen oft auch selbst dynamisch leben. Wie können Menschen dann noch eine Einheit bilden, Menschen aus einem Stück sein? In diesem Beitrag werde ich mich mit der Frage beschäftigen, was die persönliche Identität von Menschen in einer individualisierten Gesellschaft auszeichnet, was die Chancen und Bedrohungen dieser Identität sind.

I. Identität

Um angemessen über die persönliche Identität von Menschen in einer individualisierten Gesellschaft sprechen zu können, haben wir ein differenziertes Begriffsvokabular nötig. Der Begriff „Identität“ hat verschiedene Bedeutungen, die auch beim Begriff der persönlichen Identität mitschwingen.

Die erste Bedeutung lautet *vollkommene Gleichheit*; davon gibt es zwei Formen. Die erste nennen wir qualitative Gleichheit. Von zwei Exemplaren ein und desselben Produkts darf man erwarten, dass sie in qualitativer Hinsicht gleich sind, obwohl es sich natürlich um verschiedene, unterschiedene Exemplare handelt. Sie sind nicht numerisch gleich. Das nämlich ist die zweite Form vollkommener Gleichheit. Auch eineiige Zwillinge sind unterschieden, einzelne Personen, auch wenn sie in qualitativer Hinsicht (Eigenschaften, Charakter, Äußeres) viel miteinander gemein haben. In der Philosophie wird schon seit Jahrhunderten über den Grund für die Tatsache diskutiert, dass Personen oder Dinge trotz aller Veränderungen, die sie erfahren, numerisch doch dieselben bleiben können.

Zugespitzt auf Personen: Ist dieser Grund numerischer Identität ihr Leib, sind es ihre Erinnerungen oder ist es eine gleichbleibende, in sich bestehende Entität?

Die zweite Bedeutung von Identität ist *Eigenheit*, also dasjenige, wodurch etwas oder jemand zu dem wird, was er oder es ist, was ihn oder es kennzeichnet. Oft denkt man bei Eigenheit vor allem an Charakteristika, die jemanden oder etwas von anderen Dingen oder Personen unterscheiden; dieser Zugang ist aber zu begrenzt. Zur Eigenheit gehören nämlich alle Eigenschaften, die etwas oder jemanden zu dem machen, das er oder es ist. Sie schließt also die Kennzeichen ein, die er oder es mit anderen Dingen oder Personen gemein hat.

Die dritte Bedeutung von Identität ist *Einheit*, zunächst im Sinne eines integrierten Ganzen, das aus Teilen zusammengesetzt ist (Einheit als Gesamtheit), dann im Sinne dessen, das veränderliche Entitäten (namentlich Lebewesen) über die verschiedenen Phasen ihrer Existenz hin zusammenhält.

1. Persönliche und soziale Identität

Als Außenstehender kann man einen Menschen als ein Gesamt von physischen Eigenschaften, psychischen Dispositionen (Charakterzügen), Strebungen, Fähigkeiten, Kenntnissen und Vorstellungen beschreiben. Das ist seine Eigenart oder *Unterschiedenheit*. Aber Menschen haben auch ein Bild von sich selbst („*self-concept*“), ein Bild also, das nicht mit demjenigen übereinzustimmen braucht, das Außenstehende von ihnen haben. Menschen vergrößern manche ihrer Eigenschaften, verkleinern andere und sehen wieder andere überhaupt nicht. Ein Teil der Eigenschaften, die sie sehen, passt nicht ins Bild des Menschen, der sie sein wollen, ein anderer Teil tut dies. Mit den Eigenschaften, die in ihr Selbstbild passen, identifizieren sie sich. Das Gesamt der physischen Eigenschaften, Charakterzüge, Dispositionen, Erwartungen und Ideen, mit denen sich jemand identifiziert, nenne ich sein „*core self*“. Dieses „*core self*“ meint also das, wovon jemand denkt, dass er es in Wirklichkeit sei, der er sein oder werden wolle. Das „*core self*“ ist deshalb ein ideales Selbst. Dieses „*core self*“ umschreibe ich im Folgenden mit dem Begriff „*persönliche Identität*“.

Nun zeigen sich Menschen nach außen in einer Vielzahl von sozialen Rollen. Sie sind naturgegeben (Vater/Mutter/Kind), auferlegt (Arbeit) oder selbst gewählt (Politik, Freizeitaktivitäten). Dadurch bekommen andere von ihnen ein Bild. Die Ausgestaltung solcher Bilder lässt sich auch dadurch beeinflussen, dass sich jemand bewusst und strategisch in einer bestimmten Art darstellt. Diese Art, in der sich jemand in und durch soziale Rollen präsentiert, und das Bild, das er dadurch bei anderen

Der Autor

Albert W. Musschenga (1950) ist Direktor des „Bezzingencentrum“ an der „Vrije Universiteit te Amsterdam“ und Professor für Sozialethik an der Philosophischen Fakultät dieser Universität. Er ist Gründer und früherer Leiter des Instituts für Ethik an der Universität, ferner Direktor der Niederländischen „School for Research in Practical Philosophy“. Forschungsgebiete: Moralbegründung in der modernen westlichen Gesellschaft, medizinische und politische Ethik (Situation der Minderheiten), Rolle der inneren Werte in der Praktischen Ethik. Mitherausgeber mehrerer wissenschaftlicher Reihen. Anschrift: aw.musschenga@dienst.vu.nl.

verursacht, nennen wir seine soziale Identität. Dabei hängt das Verhältnis zwischen persönlicher und sozialer Identität vom Gesellschaftstyp ab, in dem wir leben. Der Einfluss des Modernisierungsprozesses hat in diesem Verhältnis zwischen persönlicher Individualität und sozialer Identität zu tiefgreifenden Veränderungen geführt; sie berühren auch Art und Inhalt der persönlichen Identität.

2. Individualisierung

Der Prozess sozialer Veränderung, der sich seit dem Mittelalter in der westlichen Gesellschaft vollzog, wird oft mit dem Begriff „Modernisierung“ umschrieben. Ich nenne nur kurz einige Hauptlinien. Der Modernisierungsprozess vollzieht sich auf sozial-struktureller, aber auch auf kultureller Ebene, zu der Werte und Menschenbilder gehören. Auf sozial-struktureller Ebene sehen wir u.a., dass sich die Gesellschaft in unterschiedliche, relativ autonome gesellschaftliche Sphären differenziert; man denke etwas an Ökonomie, Politik, Recht oder Religion. Parallel dazu kommt es zu einer wachsenden Arbeitsteilung und Spezialisierung des sozialen und ökonomischen Lebens. Auf kultureller Ebene sehen wir in erster Linie Veränderungen in der Individualisierung, d.h. in der Art, wie sich Menschen selbst als Individuen verstehen. Daneben sind auch im normativen Denken über das Verhältnis von Individuum und Gemeinschaft Entwicklungen zu konstatieren; sie führen zur Ausgestaltung und Artikulation dessen, was ich „Individualitätswerte“ nenne.

Was ist unter „Veränderungen in der Individualisierung“ zu verstehen? Im Mittelalter waren Menschen durch Ort und Familie in die soziale Ordnung aufgenommen. Ihr Leben wurde durch die Verpflichtungen strukturiert, die diese soziale Position mit sich brachte. Ein solches Leben bot für das, was wir heute „Individualität“ nennen, wenig Raum. Individualität konnte dort nur in der Art zum Ausdruck kommen, wie man seine Rolle ausfüllte und seinen Verpflichtungen nachkam. Mit anderen Worten: Individualität war damals die Art, in der Einzelne das Allgemeine, d.h. die sozialen Rollen, gestalteten. Individualität im Sinne einer Eigenart, die mich von anderen unterscheidet, ist in dieser Zeit kein von Menschen erstrebtes Ziel. Sie wollten gut sein als Bauer, Schmied, Metzger, Herzog usw. In der mit dem 18. Jahrhundert beginnenden Periode wurde die Identifikation des Individuums mit seiner sozialen Position und den damit verbundenen Rollen schwächer. Jetzt wurde Individualität als reine Spezifikation des „Menschen als solchen“ gesehen; sie wurde zur entscheidenden Instanz. Im folgenden Stadium schließlich sieht das Individuum ein, dass das Prinzip der Individualisierung in ihm selbst ruht. Individualität verweist auf sich selbst. Von diesem Augenblick an wird es Ziel der Individualisierung, ein besonderes, einzigartiges und unvergleichliches Individuum zu sein, so dass das Individuum nicht länger als Teil eines Ganzen gilt. Wodurch das Individuum auch zu dem werden mag, was es ist, welche Rolle es bei seiner Individualisierung in der Gesellschaft auch spielt, gemäß Niklas Luhmann hat es seinen Standpunkt jetzt innerhalb seiner selbst und außerhalb der Gesellschaft. Das Individuum identifiziert sich,

indem es auf die Eigenschaften verweist, durch die es sich von den anderen unterscheidet. Selbstwahrnehmungen und Selbstbeschreibungen können sich nicht mehr länger in einer sozialen Position, in der Zugehörigkeit zu einer Gruppe oder einer Gemeinschaft begründen. Persönliche Identität, die in prämodernen Gesellschaften noch durch unterschiedliche lokale Traditionen bestimmt war, wurde gemäß Autoren wie Beck und Giddens jetzt zum individuellen und reflexiven Projekt. Individuen sind für ihr „Selbst“ verantwortlich; sie sind das, wozu sie sich selbst machen.

Diese Veränderungen im Verständnis der Individualisierung kommen in den „Individualitätswerten“ zum Ausdruck und werden durch sie legitimiert. Ich unterscheide sechs. Der erste ist der innere Wert oder die Würde des Individuums. Damit soll gesagt sein, dass das Individuum seinen Wert in sich selbst hat und diesen nicht durch seine Zugehörigkeit zu einer Gruppe oder Gemeinschaft erhält. Der zweite Wert ist Selbstbestimmung. Positive Selbstbestimmung meint das Vermögen eines Individuums, sich selbst rational zu bestimmen, indem es sich kritisch zu Traditionen und Konventionen, aber auch zu Strebungen und dem Verlangen seiner inneren Natur verhält. Negative Selbstbestimmung umfasst alle Freiheit von äußerlichen Begrenzungen und Behinderungen. Nahe verwandt mit dieser Selbstbestimmung ist als dritter Wert die Eigenverantwortlichkeit für die Folgen der eigenen Taten und - mehr allgemein - für das eigene Leben insgesamt. Der vierte Wert lautet Authentizität. Sie setzt ein Selbst voraus; sie muss gefunden, entfaltet oder entwickelt werden. Der fünfte Wert lautet Einzigartigkeit, der sechste Schutz des Privaten: Ich habe ein eigenes Gebiet oder Handlungsfeld, in das unerwünschte andere (physisch, psychologisch oder visuell) nicht eindringen können. Auf die gegenseitigen Beziehungen der Werte gehe ich nicht näher ein. Zusammen bilden sie kein homogenes und harmonisches Ethos, sondern ein Sammelbecken von verwandten, aber oft widersprüchlichen, zum Teil unvergleichlichen Werten.

3. Veränderungen in der persönlichen Identität

Der hier entwickelte Begriffsapparat erlaubt es uns, die auftretenden Veränderungen genauer zu benennen. Vielleicht haben die Veränderungen in der Individualisierung Einfluss auf das Bild, das jemand von sich selbst hat, also auf das „self concept“. Doch vermutlich wirken sich diese Veränderungen vor allem auf die Eigenart der persönlichen Identität im Sinne des „core self“ aus. Das „core self“ umschrieb ich als dasjenige, das/der jemand in seinem Wesen zu sein glaubt, das/der er sein oder werden will, das/der er denkt, werden zu müssen. In einer individualisierten Gesellschaft wird dieses unser Bild - von dem, wer wir in unserem Wesen sind, sein und werden wollen oder glauben werden zu müssen - in hohem Maße von den oben genannten Individualitätswerten bestimmt. Für das Projekt der persönlichen Identität, das ein jeder für sich zu einem guten Ende bringen muss, bilden sie die normativen Rahmen und Wegweiser. Von ihren Wirkungen zeugen oft gehörte Aussagen wie: „Du musst tun, was am besten zu dir passt“, „Du musst authentisch sein“. In amerikanischen Fernsehserien versi-

chert man Jugendlichen, die sich über die Frage Sorgen machen, wer sie sind und was andere von ihnen halten: „You're special.“ Du bist erst jemand, so die implizite Botschaft solcher Aussagen, wenn du „special“, also etwas Besonderes bist.

Ich sehe zwei verschiedene idealtypische Wege, die Menschen in modernen (wenn man so will: in spät- oder postmodernen) Gesellschaften auf der Suche nach ihrem „core self“ einschlagen oder einschlagen können. Der erste Weg führt sie nach außen; Menschen suchen sich, indem sie ihre Grenzen und Begrenzungen laufend durchbrechen, indem sie also alles tun, was machbar ist, alles sind, was man sein kann, indem sie alles haben wollen, was man haben kann. Der zweite Weg führt sie in ihr Inneres, also zu dem Ort, an dem sie glauben, dass sie ihr „tiefstes Selbst“ finden können.

Diese Veränderungen im Verständnis der persönlichen Identität wirken sich auch auf das Verhältnis zwischen persönlicher und sozialer Identität aus. Dabei kann soziale Identität einfach zur Erweiterung ihrer persönlichen Identität geraten: Ein Individuum benutzt sein öffentliches Auftreten in allerlei Rollen als Element auf der Suche nach seinem „core self“, oder es versteht diese Rollen als Ausdruck seines Selbst. Soziale Identität kann aber auch zum Gesamt der sozialen Rollen werden, die ein Individuum nun einmal spielen muss, wenn es in der Gesellschaft funktionieren will; dann hat sie nichts mehr mit dem Menschen zu tun, der jemand zu sein glaubt oder sein will (also dem „core self“). Die Gefahr des ersten Weges wird oft als Fragmentierung, Zersplitterung des Selbst umschrieben; das Individuum verliert sich selbst. Auch der zweite Weg kennt eine Gefahr, nämlich den Verlust des Selbst, da das Authentische und das tiefste Selbst, nach dem wir suchen, uns immer wieder entgleitet.

II. Das grenzenlose Selbst und die Gefahr der Zersplitterung

Nun gibt es Menschen, die laufend mit der Erforschung und Entdeckung ihrer eigenen Möglichkeiten beschäftigt sind. Dabei fühlen sie sich durch keinerlei Tradition oder Konvention gebunden. Sie haben die Idee, sie könnten alles und müssten alles können, sie müssten alles ausprobieren und alles müsste auch Wirklichkeit werden. Kein Talent oder Vermögen, keine Möglichkeit darf ungenutzt bleiben. Sie sehen sich selbst sozusagen als eine Goldmine, in der alle Adern (reiche und weniger reiche) bloßzulegen und auszubeuten sind. Sie begreifen sich als einen Schauspieler, der unterschiedliche Rollen spielt und die verschiedenen Facetten und entlegensten Winkel der eigenen Persönlichkeit vorführen und entwickeln kann. Oder sie verstehen sich als einen Maler, der sich in und durch seine Kreationen selbst entdeckt. Wenigstens für Außenstehende kann das zu einer merkwürdigen Kombination von bisweilen widersprüchlichen Elementen, Rollen und Überzeugungen führen. Ein schönes Beispiel dafür war laut niederländischen Pressemeldungen ein Beamter des niederländischen Ver-

teidigungsministeriums, der in seiner Freizeit als Hooligan auftrat und sich an den Kämpfen zwischen Fanclubs von Fußballmannschaften beteiligte. Angesichts solcher Menschen kann man sich fragen, ob sie überhaupt eine persönliche Identität haben. Vielleicht ist ihnen selbst diese Frage nicht bewusst. Natürlich können sie sich mit bestimmten Eigenschaften, Erwartungen und Möglichkeiten ihrer selbst identifizieren, aber wenn sie das tun, geschieht es nur zeitlich und kontextuell. Ihre persönliche Identität (ihr „core self“) ist dann dasjenige, mit dem sie sich in einem bestimmten Augenblick und in einem konkreten Kontext identifizieren. Sie gleichen dann jemandem, der - je nach Zeit und Ort - laufend und hoffnungslos in verschiedene Personen verliebt ist, sich darin verliert. Die Identität eines solchen Typs Mensch ist dynamisch, veränderlich, grenzenlos. Indem in den Augen von Außenstehenden sein „core self“ aber Konsistenz und Konstanz vermissen lässt, steht er in direktem Widerspruch zu dem, was viele noch unter dem Besitz einer persönlichen Identität verstehen. Die Entwicklung dieses Typs von persönlicher Identität ist auch nur innerhalb einer Gesellschaft möglich, in der Menschen in geographisch verschieden situierten sozialen Kontexten verschiedene soziale Rollen spielen. In einer traditionellen lokalen Gemeinschaft würde ein solch wunderliches und inkonsistentes Verhalten einfach nicht akzeptiert; die anderen wüssten nicht mehr, was sie aneinander haben und inwieweit man mit dem anderen noch rechnen kann.

Dieser Menschentyp steht also ständig in der Gefahr, dass er die verschiedenen, bisweilen gegensätzlichen, zeitlichen und kontextuellen Bekundungen persönlicher Identität nicht mehr in einen Zusammenhang bringen kann. Kohärenz ist nämlich keine Gegebenheit, vielmehr muss sie erst in der Geschichte oder in den Geschichten konstruiert werden, die Menschen über ihr Leben erzählen. Mit Hilfe dieser Geschichten müssen Menschen versuchen, sich selbst und anderen die Zusammenhänge zwischen all diesen Manifestationen begreiflich zu machen.

III. Das entgleitende Selbst und die Gefahr der Egozentrik

Die andere Bewegung geht nach innen, zum tiefsten, wirklichen Selbst. Der Gedanke, Menschen hätten ein Wesen, ein wirkliches Selbst, findet sich bei Philosophen wie Rousseau, Herder und Sartre, fand aber vor allem durch humanistische Psychologen wie Rogers und Maslow weite Verbreitung. Doch die Denker des wirklichen Selbst übersehen im Allgemeinen die Gegenwart des anderen und der Gesellschaft mit den Zwangsjacken ihrer Institutionen, Rollen und Gewohnheiten, alles potentielle Bedrohungen der Möglichkeit, man selbst zu sein. Wer sich im anderen verliert und in dessen sozialen Rollen aufgeht, wird von sich selbst entfremdet. Wer dagegen auf die Suche nach sich selbst geht, wird sich zunächst von allen Einflüssen, Hindernissen und Bindungen befreien, die ihn von seinem wahren Selbst entfremden: von einengenden Beziehungen, von der Reklame und dem Kommerz, der zu allem möglichen überredet, sowie von Rollen, die

von uns verlangen, uns auf eine Weise zu zeigen, die unserem Tiefsten widerstrebt. Befreiung kann ganz wörtlich verstanden werden als Aufgeben von Rollen, als Abbruch von Beziehungen. Manche Menschen tun das auch ganz radikal. Die meisten jedoch begnügen sich mit einer inneren Distanz gegenüber den Rollen und Beziehungen, denen sie sich nicht entziehen können. Sie wissen, dass sie in ihnen ihr Selbst nicht finden oder verwirklichen können. Sie suchen sich deshalb im Raum, in Aktivitäten, also außerhalb.

Regelmäßig machen nun alle Menschen die Erfahrung, dass sie in bestimmten Beziehungen und Situationen nicht sie selbst sein können. Sie müssen dann Dinge tun, die ihnen nichts bedeuten, und sehen sich zu Handlungen gezwungen, die ihrem tiefsten Selbst widersprechen. Doch kann uns auch der Gedanke, wir könnten nur authentisch leben, wenn wir unser Tiefstes wirklich gefunden haben, endlos in Unruhe versetzen. Auf unserer Suche müssen wir immer wieder erfahren, dass „es das nicht ist“. Was unser tiefstes Selbst aber wirklich ist, bleibt uns offensichtlich verborgen. So erweist sich die lockende Aussicht auf das wirkliche Selbst als ein Horizont, der uns stets entgleitet. Immer neu entzieht sich das wirkliche Selbst den Versuchen, es zu entdecken.

Hat diese Überbeschäftigung mit der Suche nach dem wahren Selbst also Egozentrik und Egoismus zur Folge? Die Suche nach dem wahren Selbst führt, wie ich sagte, zu einer kritischen Haltung gegenüber sozialen Rollen und sozialen Beziehungen. Wem sie auf seiner Suche hinderlich sind, der versucht entweder, sie abzuschütteln, oder - falls das unmöglich ist - eine distanzierte, innerlich nicht besonders engagierte Haltung einzunehmen. Eine Ehe, die einengt, kann gegenwärtig in vielen Ländern geschieden werden. Wer aber keine andere Arbeit findet, muss sich mit seiner entfremdenden Stelle abfinden.

Viele fürchten, Sucher ihres wahren Selbst könnten nur instrumentelle Beziehungen eingehen, diese also nur noch als Mittel auf der Suche nach ihrem wahren Selbst benutzen. In manchen Fällen mag das geschehen. Aber diese Gefahr ist, wie mir scheint, eher von Seiten derer zu befürchten, die nicht ihr wahres Selbst, sondern Genuss, Reichtum und sozialen Status suchen. Bei den Suchern ihres eigenen Selbst besteht eher die Gefahr, dass sie die Beziehungen zu anderen nicht als wesentlich, nicht als konstitutiv für ihr Selbst betrachten. Dies sei mit Hilfe einiger Bilder verdeutlicht. Das erste Bild, das mir vor Augen steht, ist das eines Fitnessraums, in dem sich alle mit demselben, aber nicht miteinander beschäftigen. Demgegenüber steht das Bild eines Teams von Sportlern, die sich für ein überindividuelles Ziel einsetzen (gut spielen und gewinnen) und sich dabei aufeinander ausrichten müssen. Die Sucher ihres tiefsten Selbst sind in Gefahr, ebensowenig aufeinander bezogen zu sein wie Menschen, die sich gemeinsam in einem Fitnessraum abstrampeln.

Ändert sich das Bild, wenn man die Vorstellung aufgibt, das tiefste Selbst sei ein individuelles Selbst? Holisten sind der Meinung, man finde das wahre Selbst erst mit der Einsicht, dass wir Teil eines größeren, unsere Individualität übersteigenden Ganzen, etwa der Natur oder des Kosmos sind. Diese Vision kann zu einer Erfahrung der Verbundenheit mit anderen Menschen, der unverbrüchlichen

gegenseitigen Abhängigkeit führen. Diese Verbundenheit wirkt nicht direkt, sondern verläuft über den Umweg des Gesamten.

Bei der Skizze des grenzenlosen, aber nie greifbaren Selbst habe ich mich eines jeglichen inhaltlichen Urteils über die Gedanken enthalten, die diesem Prozess zugrunde liegen. Ich äußerte nur einige Bemerkungen zu den möglichen Folgen für die zwischenmenschlichen Beziehungen, wenn sie sich an diesen Bildern orientieren. Eine weiterreichende Beurteilung würde zur Frage führen: Liegt der grundlegende Mangel beider Konzeptionen nicht in der mangelnden Einsicht, dass Menschen nur durch Beziehungen zu anderen sie selbst werden können? Das sich entziehende und das grenzenlose Selbst sind, wie ich sagte, Idealtypen einer personalen Identität, die in unserer Gesellschaft faktisch anzutreffen ist. Ob die Ideen, auf denen diese Idealtypen beruhen (so etwa die Idee, dass Menschen ein wirkliches Selbst haben), nun begründet sind oder nicht: Entscheidend ist, dass viele Menschen ihre persönliche Identität so sehen und erleben.

Aus dem Niederländischen übersetzt von Prof. Dr. Hermann Häring

Identitäten: unterdrückt, entfremdet und verloren

Felix Wilfred

Die zurückgesetzten indigenen Völker und andere unterdrückte Minderheiten ethnischen, sprachlichen, religiösen und regionalen Charakters haben heute eine neue Sichtbarkeit erlangt, und sie fordern weltweite Anerkennung.

Unterdrückte Identitäten sind von sehr verschiedener Art und unterschiedlicher Natur.¹ Um dafür einige Beispiele zu nennen, könnte man die Indios beider Amerika, die Aborigines Australiens, das Volk der Maori aus Neuseeland, das Volk der Hokkaido in Japan, die diskriminierten und unterdrückten Identitäten wie die der Kurden im Irak und der Türkei, der Afroamerikaner der Vereinigten Staaten, der Unberührbaren Indiens und die Stämme verschiedener Völkerschaften in Asien nennen. Die Ereignisse im Kosovo und Erfahrungen in Gebieten, die vormals von der Sowjetunion beherrscht waren, sind zureichende Anzeichen dafür, wie ernst das Problem unterdrückter und entfremdeter Identitäten heute zu nehmen ist. Diese verschiedenen Identitäten und ihre Ansprüche kann-